

Andreas Grosz

Fahnenflucht mit der Lokalbahn

Prosa

Leseprobe © edition pudelundpinscher

Schwimmen

Ein Sonntag im Sommer. Ich versuchte in meinen eigenen Schatten zu stehen. Die Eltern gingen voraus, den kleinen Bruder in der Mitte.

»Komm, der Zug wartet nicht«, rief die Mutter. Ein Ausflug an den See, ich sollte schwimmen lernen. Aber ich wäre lieber zu Hause geblieben.

In der Mittagsstille standen wir auf dem rostbraunen Bahnsteig. Der Bruder blies seinen weiß-roten Schwimmring auf. Die Mutter warf dem Vater einen fragenden Blick zu, ehe sie Raimund befahl, den Stöpsel herauszuziehen. Ich versetzte ihm einen Tritt gegen Bein, und der Vater schlug mich an den Kopf. Dann war wieder Ruhe. Man hätte sich nicht so sehr beeilen müssen.

Ich sah den Lehrer zuerst. Mir kamen Tränen, wie meistens, wenn Respektspersonen überraschend erschienen. Ich sperrte die Augen weit auf, damit das Wasser sich auf ihnen verteilen konnte. Der Lehrer ging die Treppe zur Unterführung hinab, und ich starrte unverwandt auf die große, blaue Emailtafel, die am Vordach des Bahnhofgebäudes hing. Darauf stand in weißen Buchstaben:

Das Überschreiten der Gleise ist verboten

Il est interdit de traverser les voies

È vietato attraversare i binari

It is forbidden to cross the railway lines

Der Lehrer betrat den Bahnsteig, und ich las laut, um die Aufmerksamkeit der Eltern auf mich zu lenken.

»Dort kommt dein Lehrer«, flüsterte die Mutter aufgeregt. Sie sah ihn erst jetzt. Ich ließ mich nicht von der großen Tafel abbringen. Als der Lehrer schon ganz nah war, fragte der Vater spöttisch, ob ich ihm nicht guten Tag sagen wolle.

»Nein, ich lese jetzt«, sagte ich und starrte auf die Wörter.

»Jetzt solltest du lesen«, sagte die Mutter und hielt mich zurück, als ich Vater und Bruder in die Hütte folgen wollte, auf der *Männer* stand. Sie nahm mich an der Hand, und wir gingen in die Frauenabteilung, einen Brettersverschlag, in dem es nach Schweiß und Unterwäsche roch. Das Licht war gedämpft. Mutter ließ sich Zeit, sie zog sich erst richtig aus, als ich fertig war.

Im Freien warteten Vater und Bruder schon. Die Arme verschränkt, ein Bein angewinkelt, so lehnten sie nebeneinander an einer Mauer. Der Vater schaute den Frauen nach, bis ihm auffiel, dass ich ihn von der Seite her beobachtete. Dann kam die Mutter mit Tasche und Badetüchern, und wir suchten uns einen freien Platz auf dem gelb und schütter gewordenen Rasen. Der Boden war hart.

»Komm, ich zeige dir jetzt, wie man schwimmt«, sagte der Vater. Er löste die Uhr vom Handgelenk und steckte sie in die Tasche, die neben der Mutter lag. Ich lief mit ihm bis zum Ufer und blieb dort stehen, während er rasch und entschlossen in den See hinauswatete, eintauchte und schwamm. Nach einigen Zügen

drehte er sich auf den Rücken, winkte mir und rammte eine Frau, die eine Bademütze trug. Sie hustete, er entschuldigte sich lachend und kehrte zu mir zurück. Als er im seichten Wasser stand, schwankte er leicht. Er rieb sich die Nase, watete ans Ufer und legte mir die nasse Hand auf die Schulter. Er wollte etwas sagen.

»Ich mag jetzt nicht schwimmen lernen«, kam ich ihm zuvor und lief davon. Ich setzte mich neben die Mutter. Raimund grub zusammen mit zwei Kindern Löcher in den Sandhaufen.

In unseren heißen Betten warteten wir auf den Schlaf. Der Bruder lag oben, ich unten. Die Fensterläden waren geschlossen. Draußen war es noch Tag, und wir hörten die Stimmen anderer Kinder. Von Zeit zu Zeit fragte Raimund: »Schläfst du schon?«

Es war dunkel, und wir waren beide noch immer wach. Ich richtete mich auf, zog meinen feuchten Schlafanzug aus und glitt aus dem Bett. Bäuchlings lag ich auf dem kühlen, harten Fußboden und bewegte mich so, als schwömmе ich. Raimund fragte von seinem Bett herunter: »Was tust du?«

»Ich bin über Bord gefallen. Ich kann nicht schwimmen und muss ertrinken.«

»Hier, ein Rettungsring.« Sein Kissen fiel auf meinen Kopf.

»Danke, das war knapp«, sagte ich und hustete. Ich packte den Rettungsring und schwamm langsam zum Boot zurück. Als ich wieder im Bett saß, wischte ich mir mit dem Schlafanzug Staub und Sandkörner von der Haut.

Desertion

Die Flucht schien zu glücken. Ich wollte zu meinem Kind und trug die Uniform einer Armee, die es seit vielen Jahren nicht mehr gab: die der Konföderierten. Die vollen Brüste schmerzten, als ich von der Mauer sprang, während Feuerstöße das Haus erschütterten. Ich rannte bis zum Bahndamm, wo gerade die Nostalgiebahn stand, die kleine hübsche Dampflokomotive mit den beiden Reisezügen. Ein Liebhaberverein hatte sie mit viel Fleiß und Detailkenntnis und in tausend Stunden Fronarbeit restauriert.

Die Wagen waren leer, nur eine Schaffnerin ging hin und her, glücklich, heiter. Sie nahm mich mit, ohne nach meiner Fahrkarte oder meinem Urlaubsschein zu fragen. Ich wollte nur durch den Berg (denn zu Fuß über ihn hinweg: wie viel Zeit und Mühe hätte das gekostet), nur durch den Tunnel hindurch, eine Strecke von unbedeutender Länge. Es lohnte sich nicht einmal, Platz zu nehmen, und ich unterließ es auch aus Rücksicht aufs neue Samtpolster der Sitzbänke.

Am Ende des Tunnels stand ein Bahnhof. Dort stieg ich aus. Die Sonne schien, und ich beschloss, meine Flucht und Suche zu Fuß fortzusetzen, hielt es dann aber für klüger, den Tag in einem nahen Wald zu verbringen und die Nacht abzuwarten.

Als ich mich nach Einbruch der Dunkelheit einem kleinen Dorf näherte, wo ich Verwandte vermutete, hielt neben mir eine junge Frau ihr weißes Fahrrad an und erlaubte mir, mich auf den

Gepäckträger zu setzen. Sie hatte langes blondes Haar und war blass wie eine Kranke. Ich erzählte ihr, dass ich aus einer Armee geflohen sei, die vor vielen Jahren besiegt worden sei und längst nicht mehr existiere, und dass ich meinen Sohn suchte.

»Ach, den suchst du, den kleinen Trunkenbold.«

»Ja, den suche ich«, antwortete ich und stieg vom Gepäckträger.

In der Gastwirtschaft, von der das Mädchen gesprochen hatte, fand ich ihn. Er war etwas größer geworden und schien mich nicht mehr zu kennen. Ich rief ihn, aber er wollte nichts von mir wissen. Kurzerhand stellte ich mich hinter den Schanktisch, zog den Waffenrock aus, zog auch Hemd und Unterhemd aus und entblößte meine Brüste, um ihn anzulocken. Aber ich hätte es mir denken können: Nicht er, sondern zwei, drei, vier betrunkene Männer torkelten heran und streckten ihre Hände nach mir aus. Ohnmächtig geworden, stürzte einer von ihnen zu Boden.

»Ich will meinem Kind Milch geben!«, schrie ich und verscheuchte die stinkenden Männer. Dann endlich wankte mein betrunkenes, hungriges Kind mir entgegen. Ich hob es auf die Theke, und es kniete vor meinen Brüsten nieder, trank die eine leer, dann die andere, und schließlich rülpste es mit Behagen.

Bordüber

In Brasilien hatten wir eine Schwester. Sie trank aus Pfützen und von den Zitzen säugender Hündinnen. Sie kratzte Kaugummis vom Pflaster und sammelte sie. Versprachen wir ihr, sie auf die Rattenjagd mitzunehmen, ließ sie uns zwei aus ihrem Vorrat aus. Unsere Schwester war die lauteste Person der Familie. Bestimmt wäre sie Sängerin geworden, darin sind wir uns heute einig, mein Bruder und ich.

Wenn wir nachts in unseren Kajütenbetten lagen und er und ich uns vorstellten, den Ozean zu überqueren, und jeder auf seinem Deck in die Dunkelheit redete, dann begleiteten uns die Lieder der Schwester auf der Reise. Ihr Gesang war das Wasser, auf dem der hohe Kahn schaukelte, er war der Wind, und sogar den stummen, wegweisenden Sternen wurde er zur Stimme. Bei Sturm steigerte er sich zu einem wilden Jauchzen und Heulen. Dann kamen die Eltern in unser Zimmer. Licht fiel über unsere weit offenen Augen her. Mit energischen Worten wurden die Wogen geglättet. In friedlicheren Gewässern ging die Fahrt weiter und führte allmählich in den Schlaf.

Einmal glitt die kleine Schwester aus ihrer Kajüte ins Wasser und lag auf dem Fußboden. Sie jammerte und flehte um Hilfe, leise nur, die Eltern sollten nicht dazwischentreten. Wir Brüder zauderten nicht und sprangen vom Schiff ins Wasser, um sie vorm Ertrinken zu retten. Wir schwammen ihr entgegen und keuchten.

Schließlich konnten wir sie bei den Armen packen. Wir hoben ihren Kopf aus den Fluten und zogen sie über die kühlen, staubigen Fliesen zum Schiff. Sie hatte viel Salzwasser geschluckt und atmete in kurzen, heftigen Stößen. Wir kletterten an Bord zurück, dann hievten wir sie zu uns herauf.

Die Nacht verbrachten wir zu dritt in ihrem schmalen Bett. Die Schwester lag in der Mitte, so konnte sie nicht wieder ins Meer fallen. Wir drückten uns an sie, an ihren schwächtigen, schwitzenden Leib. Wir tauchten die Nasen in ihre staubigen Haare und mussten niesen.

Das Fieber, an dem sie erstickte, versenkte auch unser Schiff. Nach ihrem Tod mieden wir die See. Im Flugzeug überquerten wir den Ozean. Mein Bruder ist Arzt geworden (ich nichts Genaues).

»Ihre Krankheit wäre heilbar gewesen«, sagte er einmal, »doch damals war ich nicht Arzt, sondern Seefahrer.«

Unsere Verstecke

Der Vater hatte das Lied aus der Fabrik mitgebracht. Es passte der Regierung nicht, und ich sang es falsch an jenem Nachmittag, als der Bruder und ich im Hof drunten mit Sandkuchen und Feuern spielten. Zwei Soldaten standen Wache vor dem Eingang zum Hof. Sie hatten mich singen gehört und kamen breitbeinig daher.

Sie waren betrunken. Der eine hielt mich fest, der andere drückte dem Bruder die Hand auf den Mund.

»Bloß nicht plärren«, sagte er. Aus einem Fenster schrie eine Frau: »Hände weg von den Kindern, ihr besoffenen Schweine!« Doch der eine Soldat nahm den Bruder auf seine Arme, und dann gingen sie weg. Mich wollten sie nicht, darum rannte ich ihnen nach. Einmal blieben sie stehen, und dann ließen sie meinen Bruder wieder laufen. Er kam mir entgegen. Der eine Soldat schoss, und dann gingen sie beide zu meinem Bruder hin. Er lag auf dem Boden, und sie beugten sich über ihn, griffen in seine Haare, betasteten die Stirn und die Wangen. Schließlich hob ihn der eine von der Straße auf. Er hatte ihn vor der Brust hängen und rief mir zu: »Wir bringen ihn dir zurück, sobald er wieder gesund ist. Wir bringen ihn in euer Versteck.«

Ein paar Tage später fuhr ich mit der Straßenbahn zum Stadtrand hinaus und schaute die vorbeiziehenden Häuser an. Der Wagen füllte sich mit Minzengeruch. Bei der Kaserne sprang ich ins Freie. Dort war unser Versteck, das Heckenloch. Ich ging hin und wartete. Die zwei Soldaten würden meinen Bruder zurückbringen, so war es abgemacht. Neben der Kaserne war eine Wiese, und es gab auch einen Tümpel. Darin rührte sich etwas, das trübe Wasser gluckste, und der Bruder tauchte auf. Er stieg an Land und näherte sich. Er setzte sich zu mir ins Gras und war ganz nass.

»Der Tümpel ist mein neues Versteck«, sagte er, und ich kehrte allein nach Hause zurück.

In der Nacht holten mich die zwei Soldaten aus dem Bett. Sie führten mich in der Stadt spazieren. Sie sagten, sie brächten mich in ein Haus, darin sei ein Zimmer, das mir allein gehören werde. In Wahrheit kehrten wir heim. Die Soldaten verabschiedeten sich freundlich, ich ging durch den Hof, betrat den Block und stieg die Treppen zu unserer Wohnung empor. Die Eltern waren aufgestanden, und die Mutter sagte gleich: »Uns brauchst du nichts vorzumachen, wir wissen alles.« Der Vater sagte auch, sie wüssten alles. Er zeigte ins Zimmer, das meinem Bruder und mir gehörte, und sagte: »Hier bleibst du jetzt drin.« Ich blieb bis zum Morgen und dann noch den ganzen Tag.

Die Nacht kam, und es war Zeit abzuhaue. Zu Fuß ging ich zu unserem alten Versteck, dem Heckenloch. Dort schlief ich, bis es hell wurde. Vorsichtig kam ich hervor, und dann sah ich den Bruder aus seinem Tümpel steigen. Er lief die Wiese herauf. Seine Tropfenspur glitzerte im Licht der Morgensonne. Er rief: »Du bist tot, ich habe dich gesehen.«

Mit der Straßenbahn fuhren wir heim. Wir kamen gerade rechtzeitig zum Frühstück und erzählten den Eltern alles, aber sie glaubten uns kein Wort.

Verlag und Autor danken allen, die zum Gelingen dieses Werks beigetragen haben, insbesondere Bernhard Heinser und Thomas Heimgartner für die kritische Durchsicht des Manuskripts und Rebecca Bettschart, Martin Gross, Sonja Kreis, Matthias Schmutz, Elsbeth Sutter und Martin Sutter für Rat und Tat.

Für großzügig gewährte Beiträge an die Drucklegung bedanken sich Verlag und Autor bei der Einwohnergemeinde Baar, beim Kanton Zug, bei der Dätwyler Stiftung und bei Katja Schicht.

Layout und Satz: Beatrice Maritz
Schutzumschlag: Christian Macketanz
Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno

© by Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Unterschächen 2007
Alle Rechte vorbehalten
www.pudelundpinscher.ch
ISBN 978-3-9523273-0-2

Printed in Switzerland

Finito di stampare presso la Tipografia Stazione SA, Locarno
il 31 maggio 2007 giorno della Visitazione della B. V. Maria